

Jérôme Konen (Hg.)

RASCHPËTZER

DEM MYTHOS AUF DER SPUR

Herausgeber, Fotografie und Gestaltung
Jérôme Konen

Texte
Guy Waringo, Pit Kayser, Klaus Grewe,
Yves Lahur, Sonja Faber, Nicolas Kohl

Wissenschaftliche Bestimmungen
Dieter Weber, Simon Philippo

Originalfundstücke aus der gallo-römischen Zeit
D'Georges Kayser Altertumsfuerscher Museum, Nospelt

Layout
Philippe Saliba

© 2011 Éditions Schortgen
Esch-sur-Alzette (Grand-Duché de Luxembourg)
www.editions-schortgen.lu – editions@schortgen.lu

ISBN:

Fotografie
Jérôme Konen

Texte
Guy Waringo, Pit Kayser,
Klaus Grewe, Yves Lahur,
Sonja Faber, Nicolas Kohl

EDITIONS
SCHORTGEN

INHALT

7	Einleitung
9	Die gallo-römische Epoche
33	Qanate – Meisterwerke des Ingenieurbaus
51	Von der Quelle zum Qanat
59	Erbaut für die Ewigkeit
85	Die Chronik einer Sensation
121	Der Tag der Entdeckung
127	Auf den Spuren der Erbauer
147	Raschpétzer in Zahlen
151	Zeittafel der Entdeckung und Freilegung
155	Anmerkungen
157	Weiterführende Literatur
160	Die Autoren

*Vom dem an der Straße gelegenen
Parking im Grünwald aus führt
ein ausgeschilderter Waldweg
zu den Raschpétzern.*

DIE GALLO-RÖMISCHE EPOCHE



Ein mystisches Fabelwesen, bestehend aus Wildschwein, Pferd und Löwe, ziert diese kleine Fibel.

Die römische Eroberung Galliens

Gaius Iulius Caesar erobert das riesige Gallien innerhalb von nur 8 Jahren

Lange Zeit waren die Römer nicht an einer militärischen Besetzung Nordgalliens¹ interessiert. Ihr Hauptanliegen war die Eroberung der Mittelmeer-Reiche Karthago, Spanien sowie Griechenland. Lediglich Südgalien (*Gallia Narbonensis*) wurde dem *Imperium Romanum* einverleibt und diente als Landbrücke zwischen Spanien und Italien.

Im Jahre 58 v. Chr. begann Gaius Iulius Caesar, Statthalter der südgallischen Provinzen, das nicht besetzte Nordgalien bis zum Rhein zu erobern. Er errang mehrere Siege über die untereinander zerstrittenen Gallier und landete sogar zwei Mal in Britannien. Lediglich bei Atuatuca² verlor er eine größere Schlacht. Im Jahre 52 v. Chr. konnten die unter dem Arvernerfürst Vercingetorix vereinigten gallischen Stämme noch einen Angriff Caesars bei Gergovia zurückschlagen. Doch der darauf folgende Kampf in Alesia³ wurde zur historischen Entscheidungsschlacht. Mit taktischem Geschick und militärischer Disziplin wurde der blutige Krieg endgültig für Caesar entschieden. Zwei Jahre später hatten die Römer die Oberherrschaft über ganz Gallien. Akribisch und detailversessen überlieferte Caesar diese Kriegsjahre in seinem Buch unter dem Titel *Commentarii de Bello Gallico* (Berichte über den Gallischen Krieg) – eine Art Rechtfertigungsschrift, denn er hatte ja diesen Krieg begonnen, um Gallien zu unterwerfen.

Die Treverer – Überläufer oder erbitterte Gegner Caesars?

In den ersten vier Kriegsjahren des Gallischen Krieges standen die Treverer (keltisches Volk in unseren Gegenden) den Römern freundlich gegenüber und griffen nicht in die Kriegsgeschehnisse ein. „Der Stamm der Treverer hat die bei weitem stärkste Reiterei in ganz Gallien und verfügt über zahlreiche Fußtruppen“ weiß Caesar zu berichten. Im Jahre 54 v. Chr. setzte sich jedoch unter der Führung des Fürsten Indutiomar eine römerfeindliche Stimmung

bei den Treverern durch. Anfangs konnte der römerfreundliche Cingetorix die Macht zurückgewinnen, indem er die treverischen Adeligen verpflichtete und Indutiomar zwang, Verwandte als Geiseln zu stellen. Indutiomar schaffte es jedoch, mithilfe verbündeter gallischer sowie germanischer Stämme einen überregionalen Aufstand gegen Caesar anzuzetteln, und errang bei Atuatuca einen wichtigen Sieg über die römischen Legionen. Die treverischen Stämme wechselten erneut die Seiten. Nach anfänglichen Erfolgen der Aufständischen gelang es Caesar jedoch, das Blatt zu wenden. Die Niederlage der Treverer und deren Verbündeten, der Tod des Indutiomar und die Wiedereinsetzung des römerfreundlichen Cingetorix beendeten die Revolte.

Während des Vercingetorix-Aufstandes verhielten sich die Treverer ruhig. Im Jahre 51 v. Chr. lehnten sie sich aber erneut gegen Caesar auf, wurden jedoch niedergeworfen. Ein Jahr später feierte Caesar die Unterwerfung ganz Galliens auf dem Gebiet der Treverer.

Gallia Belgica – eine römische Provinz entsteht

Nach dem Gallischen Krieg wurde das nordwestliche Europa bis zum Rhein ins Römische Reich einverleibt und die Provinz *Gallia Transalpina* (das jenseits von den Alpen gelegene Gallien) begründet. Diese riesige Provinz wurde auch *Gallia Bracata*, wegen den weiten gallischen Hosen, sowie *Gallia Comata*, wegen dem langen Haar der Gallier, genannt. Kleinere Aufstände der Treverer in den Jahren 30 v. Chr. und 21 n. Chr. wurden niedergeschlagen und konnten den bereits einsetzenden Romanisierungsprozess nicht mehr verhindern.

Eine geplante Eroberung Germaniens und eine Ausdehnung der Grenzen bis zur Elbe scheiterten in den folgenden Jahren. Im Jahre 27 v. Chr. schließlich wurde die *Gallia Transalpina* in die drei Provinzen *Gallia Aquitania*, *Gallia Lugdunensis* und *Gallia Belgica* aufgeteilt. Diese Aufteilung erfolgte aufgrund sprachlicher und ethnischer Gegebenheiten, von denen Caesar schon zu berichten wusste. Vorerst gehörten die germanischen Militärbezirke des Rheinlandes – obwohl sie eine selbständige

In einem kleinen Waldgebiet in Goeblingen befinden sich diese Überreste einer gallo-römischen Villa. Das Gebäude wurde im 1. Jh. als Herrenhaus errichtet. Im Laufe der Jahrhunderte wurde es mehrfach umgebaut und diente als Badeanlage sowie als Gesindehaus. Ende des 4. Jhs. wurde das Gebäude dann aufgegeben.

QANATE – MEISTERWERKE DES INGENIEURBAUS

In den ariden und halbariden Gegenden dieser Erde, in denen Quellwasser oder Wasser von Flüssen oder Bächen für die Trinkwasserversorgung und Landwirtschaft nicht ausreichend zur Verfügung steht, ist man auf eine Ausnutzung des Grundwasserpotentials angewiesen. Das geschieht heute in der Regel durch Brunnen, an denen nicht selten eine Motorpumpe für die Förderung des Wassers eingesetzt ist. Ein altes Verfahren, mittels dessen man ebenfalls oft weit vom Versorgungsgebiet entfernt gelegene, unterirdische Grundwasservorkommen erschließt, ist im Vorderen Orient und in Nordafrika heute noch gebräuchlich: der Qanatbau.

Die Anfänge des Qanatbaus liegen im Alten Iran um 1.000 v. Chr. Nicht von ungefähr ist das auch der Zeitraum, in dem man robuste Werkzeuge aus Eisen erfand, wie sie auch im Tunnelbau benötigt wurden.

Von den Etruskern, die im Land um Rom lebten, und später von den Römern selbst wurde nicht nur diese Bautechnik übernommen – um ebenfalls Qanate zur Wasserversorgung zu bauen – sondern man hat diese Technik daneben auch modifiziert und beim allgemeinen Tunnelbau eingeführt. Beim Vortrieb im Gegenortverfahren, bei dem der Berg von zwei Seiten aus angegriffen wird, bereitete das Zusammentreffen der beiden Baulose aufgrund der langen Vortriebsstrecken unter Tage oftmals Schwierigkeiten; deshalb hatte man ein zweites Bauverfahren eingeführt – die Qanatbauweise. Beim Tunnelbau nach dieser Methode (auch Lichtlochverfahren genannt) wurde die Trasse wie beim eigentlichen Qanatbau in viele, kurze Abschnitte unterteilt. An den Schnittstellen dieser Baulose legte man bis zu einer vorausgerechneten Teufe (bergmännisch: Ausdruck für Tiefe) Schächte an und trieb Stollen zu den jeweils benachbarten Bauschächten vor. Aus der Verbindung der vielen, kurzen Stollen entstand schließlich der durchgängige Tunnel. Ein solcher Durchbruch tritt nicht nur mit seinen beiden Mundlöchern an das Tageslicht, sondern auch mit seinen zusätzlichen Bauschächten.

Ein mittelalterliches Handbuch des Qanatbaus

Im Qanatbau eine eher bäuerliche Technik zu sehen, würde den Leistungen der Baumeister nicht gerecht werden, denn dieses Bauverfahren ist nur auf den ersten Blick einfach, dabei aber zugleich genial. Eine gründliche Planung war beim Bau der Qanate unverzichtbar, denn oftmals galt es, Wasser über Entfernungen von mehr als 70 Kilometern heranzuschaffen.

Dieses ingenieurmäßige Denken zeigt sich auch in zwei technischen Handbüchern, die der arabische Mathematiker Mohamed Al Karagi zu Beginn des 11. Jhs. n. Chr. in Persien verfasst hat.¹ Er lebte zuvor in Chaldäa (Irak) und hatte dort schon Abhandlungen über mathematische Themen verfasst. Seine Texte bezüglich des Baus von Qanaten sind derart detailliert und präzise, dass sie uns einen tiefen Einblick in die technischen Probleme geben. Da Al Karagi oftmals mehrere Lösungen für ein und dasselbe Problem anbietet, kann man davon ausgehen, in seinen Büchern nicht nur den technischen Stand um die erste Jahrtausendwende n. Chr. zu finden, sondern zugleich den Erfahrungsschatz der vorausgegangenen Generationen. Das wird auch deutlich durch Bemerkungen wie „Die alten Perser haben ...“.

Dem eigentlichen Qanatbau hatte immer die Suche nach einem Wasserdargebot voranzugehen. Meist fanden sich wasserführende Schichten am Fuße von Gebirgszügen. Der erste Schritt nach Auswahl eines für die Wassergewinnung günstig erscheinenden Gebietes war die Prüfung des zwischen Wassergewinnungszone und Versorgungsgebiet liegenden Terrains. Hierbei bediente man sich der Inaugenscheinnahme des Geländes, wobei große Erfahrung von grundlegender Bedeutung war. Durch Geländebegehung – heute würde man sagen: Prospektion – wurde der Standort des „Mutterschachtes“ festgelegt. Eine genaue Vermessung der Höhenverhältnisse erfolgte dann, nachdem man auf wasserführende Schichten gestoßen war.

Blick in den zugänglichen Teil des römischen Qanats in Pölich. Der Wassertunnel mitsamt seinen Bauschächten wurde aus dem Schieferfelsen geschlagen und versorgte eine römische Siedlung im Moseltal mit Wasser.



DIE CHRONIK EINER SENSATION

Sagen und Legenden beinhalten oftmals einen Kern von Wahrheit, so auch bei der Sage der vier Wichtelcheshlöcher, in der von einer unterirdischen, bis in das Alzettetal hinabreichenden Verbindung erzählt wird.

„Im Helmsemer Busch, am Orte Petschet, sind vier Löcher in einer Reihe wie gemessen; man nennt sie die vier Wichtelcheshlöcher. Wenn man dort hineinfalle, heißt es, so komme man in der Nähe der Steinseler Mühle heraus.“ (von N. Gonner aus *Sagenschatz des Luxemburger Landes*, zusammengetragen von Nikolaus Gredt, 1883)

Dass diese Erdlöcher andererseits auch mit Wasser in Verbindung gebracht werden könnten, läßt sich aus der Wortwahl der einheimischen Bevölkerung ableiten, denn ein noch bis Ende des 19. Jhs. nur wenige Meter tiefes „Wichtelcheshloch“ auf Pëtschend wurde als Waldbrunnen bezeichnet. Auch ging die Rede vom Brunnen einer Fliehburg, die am südlichen Ende des Plateaus gelegen hätte. Die Burg wäre somit auf drei Seiten durch steile Abhänge leicht zu verteidigen gewesen und die verbleibende Nordseite durch einen Erdwall geschützt. Zur Wasserversorgung hätte ein einziger Brunnen ausgereicht, und zwar in Plateaumitte und nicht an den Rändern. Die direkte

Lage der äußeren Erdlöcher am Abhang wäre nämlich ein leichtes Ziel von Wurfgeschossen möglicher Angreifer gewesen.

Erste verblüffende Ausgrabungsversuche

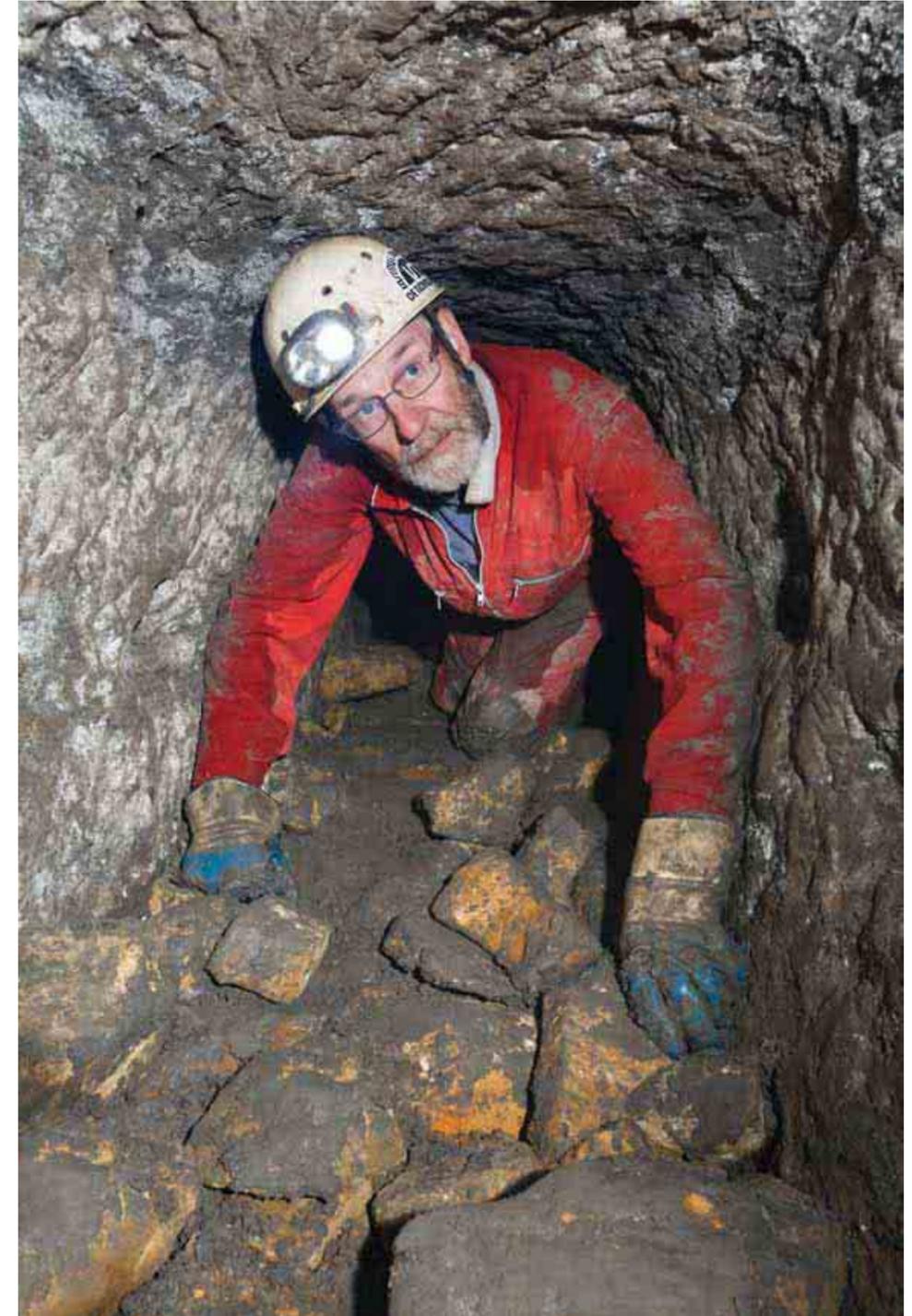
Um diesem Geheimnis endgültig „auf den Grund“ zu gehen, veranlasste der Verschönerungsverein in Walferdingen Ende des Jahres 1913, dass die Gemeindeverwaltung eine Grabungserlaubnis erteilte und auch entsprechende Arbeitswerkzeuge zur Verfügung stellte. Daraufhin wurde im darauf folgenden Jahr die am östlichen Plateaurand gelegene Erdmulde bis zu einer Tiefe von etwa 17 Metern aufgegraben. Zum großen Erstaunen aller Beteiligten kam ein kreisförmiger Schacht von etwa 1,2 Meter Durchmesser zum Vorschein, dessen Wände ab einer Tiefe von 1,5 Meter unter Gelände aus kompakterm Luxemburger Sandstein bestanden. Des Weiteren waren deutliche und regelmäßige Schlagspuren eines Meissels oder eines Pickels zu erkennen. Dieser Schacht trägt heute die Nummer 5.

Warum jedoch der erste damalige Ausgrabungsversuch abgebrochen wurde, bleibt bis heute unergründet. Probleme mit aufsteigendem Grundwasser

Bis in die 1960er Jahre hinein zeigte sich der heutige Schacht 5 am Ostrand des Pëtschend-Plateaus als geheimnisumwitterter Erdschlund mit Drahtumzäunung. (Foto: Georges Faber)

Massive Stahldeckel auf den befestigten Schachtröhren erinnern heute noch an die aufwändige, jahrzehntelange Freilegung der Raschpëtzer-Anlage im Helmsinger Wald. Das Gelände rund um die Schächte hat die Natur hingegen wieder gänzlich in Besitz genommen.





Das Stollenende, 6 Meter hinter Schacht 9, wurde am 15. April 1991 erreicht. Der etwa 1,8 Meter hohe und 55 Zentimeter breite Stollenabschnitt war zu diesem Zeitpunkt bis 30 Zentimeter unter die Decke mit eingeschwemmtem Schlamm aus dem angrenzenden Schacht verfüllt. Nach dessen Entfernung zeigte sich, dass es hier nie einen Kanalaufbau gegeben hatte.

Im Umfeld des Schachtes 8 ist die oberhalb des Kanalaufbaus verbleibende freie Stollenhöhe so gering, dass eine Fortbewegung nur noch auf allen Vieren möglich ist. An den Wänden und an der Decke sind deutliche Schlagspuren von den Werkzeugen der damaligen Erbauer zu erkennen.